

Beobachtungen am Rande  
einer politischen Debatte

## Umwege des Aufbegehrens

Lutz Rathenow

1968 urlaubte ich zusammen mit den Eltern am ungarischen Balaton. Dort herrschten für einen DDR-Bürger lockere und fast westliche Verhältnisse. Für Westgeld wirkten die Dienstleistungen billig, für Ostgeld war alles recht teuer. Da fügte es sich gut, dass sich meine Eltern mit einem westdeutschen Ehepaar anfreundeten, das uns in sein Hotel einlud. Zum Mittag. Am Strand übernahm es die Erfrischungen, es gab kleine Geschenke und auch einmal die Gutscheine für das leckere Cafébüfett im teuren Westhotel. „Lecker“, auch so ein Westwort, das ich seit 1990 oft höre und vorher so gut wie nie.

Zurück zu den gut gemeinten Gesten unserer Westgönner, die meine Eltern logischerweise dankbar annahmen. Nur mir passte es nicht, dankbar sein zu müssen, obwohl ich auch davon profitierte. Die Westdeutschen waren nicht wirklich arrogant, ich wollte sie als überheblich empfinden. Um nicht zu sehr über die ökonomischen Gegebenheiten und die Ursachen der Ost-West-Ungleichbehandlung nachdenken zu müssen?

Wir kamen in politische Gespräche. Auf der Rückfahrt machten wir dann in Prag Station, nicht ahnend, dass dies wenige Tage vor dem Einmarsch des Warschauer Paktes geschah. Was in Prag unter Dubcek ablief, interessierte meine Eltern und mich schon. Aber der Westen an sich (für meine Eltern) und seine Rock- und Popkultur (für mich) waren wichtiger. Der Mann aus dem Westfälischen agitierte für die NPD und hoffte, dass sie zur zweitstärksten Partei hochgewählt

würde. Ich widersprach vorsichtig. Meine Eltern schärfen mir ein, mich zurückzuhalten, weil er in seiner Spendierlaune nicht verärgert werden sollte.

Es ist leider wie im Klischee, der Mann entpuppte sich als – damals hätte ich „Nazi“ gesagt, heute würde ich vorsichtiger sein. Sätze wie „Man sollte noch viel mehr von diesem Studentengesindel abknallen“ schlüpfen jedenfalls aus seinem Mund. Da dämpfte ihn seine Frau. Er wurde in dieser Situation zu meinem Gegner. Die Unmöglichkeit, ihm richtig widersprechen zu können, schürte meine Ablehnung. Für mich war das die stille Vereinigung mit den 68ern des Westens, ich fühlte mich auf ihrer Seite (zumindest dem, was ich davon kannte und wahrnehmen wollte). Solche gefährlichen Wichtigtuer wie der Herr auf der gemieteten Hollywood-Schaukel neben unserer mussten bekämpft werden. Da hatte sogar mein Staatsbürgerkundelehrer Recht. Auch wenn er nur reden konnte. Und nicht einmal das überzeugend, wenn ich ihn fragte, warum er nicht an der Seite des vietnamesischen Volkes die amerikanischen Aggressoren bekämpfe. Zumindest sich als Freiwilliger schon einmal meldete. Mir imponierten die auf Polizisten losschlagenden Demonstranten in Westberlin oder Frankfurt am Main.

In den letzten Wochen gab es viel über 68 und die Folgen zu lesen und zu hören. Es gibt nicht *die* Erinnerung innerhalb eines Landes, sei es auch so klein gewesen wie die DDR. Vielleicht ist das eine der positiven Wirkungen dieser Debatte: von

überraschenden Erlebnissen zu hören, die einfachen Formeln vom Herkunftsort Ost und West auflösen zu müssen.

Ich lebte in Jena in einem Freundeskreis, der das West-68 als den politischen Erweckungskuss erlebte. Im Gegensatz zu der drohenden Botschaft, die vom Einmarsch des Warschauer Paktes in Prag ausging. (Um die ganz ernst zu nehmen, waren wir ein paar Jahre zu jung. Um sie nicht zur Kenntnis zu nehmen, wie die spätere DDR-Yuppiekultur des Prenzlauer Berges, schon zu alt.) Die Revolte in Paris und Westberlin machte dagegen Hoffnung.

Geschichte vollzieht sich oft in Paradoxien. Eine Sehnsucht nach Gewalt, nach Aufbegehren gegen die Gewalt des Staates gab es in der DDR sehr wohl. Dass jemand unter dem Druck dieser Umstände und dann eben auch aus Überzeugung auf aktive Gewalt bewusst verzichtet, diese Leistung wird erst vor diesem Gefühlshintergrund erkennbar. In den siebziger Jahren war es für uns geradezu befreiend, dass jemand in einem anderen Staat Polizisten angriff und nicht in Bautzen verschwand. Irgendwie reagierten die im Westen unseren Frust im Osten gleich mit ab. Durch diese Rebellion und ihre kritische Begleitung in Kunst, Radio und Fernsehen wurde die Bundesrepublik Deutschland in den siebziger Jahren für uns der bessere deutsche Staat. Vorher hatte er einfach nur die besseren Produkte hergestellt.

Später begann sich unser Blick durch östlich geprägte Fragen nach Rechten und Menschenrechten langsam zu verändern und auch der bürgerlichen Kultur des

Westens zuzuwenden. Aber die 68er und Nach-68er inspirierten zu neuen Fragen. Sie machten Mut zum Ungehorsam. Wir besprachen gern die Kämpfe in der Bundesrepublik, wohl auch, um uns vor der ernüchternden Analyse der DDR-Realität noch eine Weile zu bewahren. Der Westen lenkte vom Widerstand in der DDR ab und führte zu ihm hin.

Gleichzeitig stellte sich die Enttäuschung darüber ein, wie egal dieser DDR-Osten den West-Protestanten war. „Nicaragua ist mir näher als Dresden“, sagte eine Studentin vom Bodensee auf der Durchreise. Es scheint mir wichtig, solche Beobachtungen präzise zu beschreiben. Das fehlt mir bei Politikern wie Joschka Fischer, sie schildern ihre Brüche und Entwicklungen nicht wirklich. Vielleicht kann das ein amtierender Politiker nicht, weil er zu angreifbar wird? Das sagt dann etwas über den Zustand der Politik aus. So kommen moralisch korrekte Statements zu Stande. Und vorschnelle Vergleiche. So wie der in den letzten Tagen oft zu lesende von den Stasi-Mitarbeitern des Ostens, denen man keine Wandlung zugestünde, im Gegensatz zu Fischer im Westen, der Außenminister werden durfte.

Alles nicht Identische ist vergleichbar, aber Rebellion gegen den bundesdeutschen Staat auf der Straße und konspirative Mitarbeit im Interesse einer realsozialistischen Diktatur haben zu verschiedene Ursachen und Auswirkungen, um sie gegeneinander aufrechnen zu können. Zu oft sagen Mann oder Frau in diesen Tagen etwas, das so gewesen sein müsste. Wenn es so gewesen wäre.

### **Der Sieg der Kulturindustrie**

*„Im linken Meinungsklima gedeiht eine Frohsinns- und Fun-Industrie, die von der Dialektik der Aufklärung allenfalls den Dialekt übrig lässt. ‚Vergnügt sein heißt einverstanden sein‘, schreibt Adorno. [...] Mit dieser Truppe ist kein Aufstand mehr zu machen – kein anständiger, aber auch kein unanständiger.“*

(Christiane Florin am 2. Februar 2001 im *Rheinischen Merkur*)